

sind; viele versuchen sie deshalb mit Blick auf die eigene Absicherung und die eigene Familie zu meiden.

- „Jenseits der Lebensplanung“ verortet der Soziologe und Milieuforscher Carsten Wippermann die „Expeditiven“, deren zentrales Motiv „Selbstbestimmung“ ist. In ihrer Sicht erscheint der eigene Lebenslauf als Parcours, der weder gradlinig noch planbar ist; die Welt besteht aus ungeordneten Splintern, und es gilt, sie individuell zu erkunden und darin seine Nische zu finden. Keimzelle für die Gesellschaft ist nicht die Familie, sondern das explorative Individuum, die soziale Sicherheit ist vom Gemeinwesen auf das selbstverantwortliche Individuum verlagert. Flexibilität und Mobilität gelten als notwendige Kompetenzen und Gradmesser für die Modernität, Wettbewerbs- und Zukunftsfähigkeit des Einzelnen. Die verwandten „Performer“ betonen einerseits Leistungswerte, andererseits die soziale Erdung und die Einbindung des Einzelnen in Netzwerke; die „Expeditiven“ sehen sich eher als Lebenskünstler, die mobil, flexibel und schöpferisch sein wollen und sich dafür auch auf unstete und unsichere Arbeitsverhältnisse einlassen. Stabile Arbeitsverhältnisse und Partnerschaften suchen sie meist erst im vierten Lebensjahrzehnt; allerdings sehen sie sich dann in der Zwickmühle, gleichzeitig vollmobiler und vollflexibler Arbeitnehmer, vollmobiler und vollflexibler Lebenspartner in einer gleichgestellten Partnerschaft und Agent der eigenen Ideen und Träume zu sein, für deren Verwirklichung sie eigentlich unabhängig sein müssten ... Das Ergebnis ist ein (inneres) Ringen um eine sichere Beziehung und eine materielle Absicherung, ohne die eigene Identität zu verlieren.

Schon diese kurze, holzschnittartige Darstellung einiger Milieus (neben denen sich noch etliche andere sowie diverse Submilieus ausbilden) macht deutlich: Ihre sehr verschiedenen Einstellungen, Erwartungen und Werte führen zwangsläufig auch zu einer sehr unterschiedlichen Wahrnehmung und Bewertung des Phänomens Rush Hour. Ältere „Konservative“ beklagen bevorzugt einen hedonistischen Lebensstil in weiten Teilen der Gesellschaft, der den 25- bis 35-Jährigen das Kinderkriegen vermiest, ältere „Traditionelle“ kritisieren eher den Druck des Arbeitsmarktes, der immer mehr Flexibilität, Mobilität und Arbeitszeit verlangt, und beide zusammen blicken mit Sorge auf die jüngere Generation und die

„Rush Hour des Lebens“, unter der junge „Traditionelle“ selbst leiden. Dagegen nehmen junge „Expeditive“ und „Performer“ diese Lebensphase nicht als Rush Hour wahr, sondern leben im Hier und Jetzt. Qualifizierte Handwerker, Angestellte und kleine Selbstständige wiederum, die typischen Mitglieder des „modernen Harmoniemilieus“ der „bürgerlichen Mitte“, leben mit 30 längst einen „Primat von Partnerschaft und Familie“ jenseits von Rush Hour, aber mit ganz eigenen Herausforderungen. Ebenso wie die „defensiv Prekären“ in Benachteiligten-Milieus, die sich täglich mit dem Gedanken neu aufzappeln, der eigenen Kinder wegen nicht aufgeben zu dürfen.

Um nicht missverstanden zu werden: Die gesellschaftliche Herausforderung, die Rush Hour für die Betroffenen zu entzerren, bleibt auf der Tagesordnung. Mit „Mehr Zeit für Familie“ ist es jedoch nicht getan; vielmehr gilt



es, auch andere Fragen zu stellen. Wie zum Beispiel wollen wir mit der „neuen“ Armut umgehen, die dem „Proletariat der kreativ-intellektuellen Macher und Selbstverwirklicher“ im Milieu der „Expeditiven“ droht? Oder mit der verbreiteten Ausweg- und Hoffnungslosigkeit im Milieu der Benachteiligten? ■

Für ihren Mann wird die Rush Hour ganz konkret: Er pendelt am Freitag- und Sonntagnachmittag zwischen Familie und Beruf. Von einer Wochenend-Ehe will **Marita Stegemann** trotzdem nicht reden

200 Kilometer zu Papa

„Ein Kind braucht seinen Vater!“ Wahrscheinlich habe ich ein paar Sekunden lang ziemlich verdattert dreingeschaut bei dieser Aussage der Kita-Leiterin. Was meinte diese Frau damit? Wieso sagte sie das zu mir? Ich war wie vor den Kopf gestoßen. Es ist ja weder so, dass mein Mann sich seiner Verantwortung als Vater entzogen hätte, noch wollte ich ihm unseren zweijährigen Sohn

Aber ich empfinde das nicht so. Mein Mann und ich sind seit fast 20 Jahren ein Paar und seit drei Jahren verheiratet; und obwohl wir in jeder Woche nur etwa 50 Stunden gemeinsame Zeit haben, von Freitag- bis Sonntagabend, sind wir auch unter der Woche ein Ehepaar. Wir tauschen uns täglich mehrfach aus, nehmen Anteil an den Erlebnissen des Partners und treffen – trotz der räumlichen Distanz – gemeinsame Entscheidungen. Natürlich, wenn es nach uns ginge, würden wir „normal“ zusammen wohnen. Aber unsere jeweiligen beruflichen Werdegänge brachten es so mit sich; wir haben beide viel in unsere Ausbildungen investiert und sind sehr froh über unsere jetzigen Arbeitsstellen, die wir uns hart erarbeitet haben. Deshalb haben wir uns bewusst für diese Lebensweise entschieden, weil wir glauben, dass die berufliche Zufriedenheit auch in einer Beziehung eine wichtige Rolle spielt.

Natürlich: Die Geburt von Jonas vor zwei Jahren hat unser „Modell“ ernsthaft in Frage gestellt. Gleichwohl haben wir beschlossen, es weiter zu verfolgen – zunächst, „solange es uns allen dabei gut geht“. Auf dieses ungeschriebene Gesetz haben wir uns verständigt: Sobald einer aus der Familie darunter leidet, werden wir unser Leben ändern. Und Zweifel tauchen immer wieder mal auf: Tun wir wirklich das Richtige? Sind wir vielleicht doch zu egoistisch? Ich habe deshalb ausgiebig Fachliteratur gewälzt: Worauf muss ich achten? Welche Signale könnten darauf hindeuten, dass es unserem Sohn nicht gut geht? Dass Jonas Schaden nimmt, ist natürlich das Letzte, was wir möchten.

Bisher erleben wir das nicht so. Ganz im Gegenteil: Wenn ich meinen Sohn und meinen Mann beobachte, staune ich oft, wie innig ihr Verhältnis ist. Und Jonas entwickelt sich prächtig. Er hat nie gefremdelt und weiß, wo er hingehört und dass Mama oder Papa immer da

vorenthalten, mit dem ich mich gerade wegen eines Krippenplatzes vorstellte. Nein, die Aussage dieser Dame bezog sich offensichtlich auf unsere Lebenssituation, die sie missbilligte. Zwischen dem Arbeitsplatz meines Mannes und unserem Wohnort (und meinem Arbeitsplatz) liegen rund 200 Kilometer. Auf den ersten Blick führen wir eine Wochenend-Ehe.

